

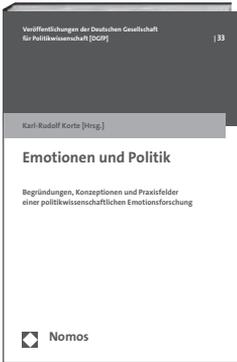
INDES

ZEITSCHRIFT FÜR POLITIK UND GESELLSCHAFT



Konservatismus

Herfried Münkler/Paul Nolte Konservatismus – ein Streitgespräch Jens Hacke Über das
Verschwinden einer politischen Ideologie Dirk Jörke/Veith Selk Edmund Burke
Dieter Langewiesche Perspektiven des Liberalismus Christy Wampole Das Konferenz-
Manifest



Emotionen und Politik

Begründungen, Konzeptionen und Praxisfelder einer politikwissenschaftlichen Emotionsforschung

Herausgegeben von

Prof. Dr. Karl-Rudolf Korte

2015, 350 S., brosch., 69,- €

ISBN 978-3-8487-2246-4

(Veröffentlichungen der Deutschen Gesellschaft für Politikwissenschaft (DGfP), Bd. 33)

nomos-shop.de/24614

Im Schatten rationalen Denkens wurde das Verhältnis von Politik und Emotion bisher eher dichotomisiert. Dagegen wird neuerdings vermehrt auf ihre Wechselwirkungen hingewiesen. Der Band greift diese Hinweise auf und diskutiert Möglichkeiten der Entwicklung einer politikwissenschaftlichen Emotions-theorie.



Nomos

»Eindeutig die beste und glänzendste Geschichte des deutschen Ergrürens«

Joachim Radkau, Universität Bielefeld



Frank Uekötter

Deutschland in Grün

Eine zwiespältige Erfolgsgeschichte

2015. 294 Seiten, mit 16 Abb., gebunden

€ 29,99 D / ISBN 978-3-525-30057-2

eBook: € 23,99 D / ISBN 978-3-647-30057-3

Atomausstieg, erneuerbare Energie, mitgliederstarke Umweltverbände – die ökologischen Errungenschaften der Bundesrepublik sind international anerkannt. Weniger bekannt ist der gewundene Weg zum grünen Musterland.



V&R Academic

Verlagsgruppe Vandenhoeck & Ruprecht | V&R unipress

www.v-r.de

EDITORIAL

≡ Leona Koch/Danny Michelsen/Matthias Micus

Die Zeit der Ideologien ist vorbei, sie gehören im 21. Jahrhundert auch symbolisch der Vergangenheit an. Unter Geisteswissenschaftlern ist es üblich, das 20. Jahrhundert eine »Zeit der Ideologien« (Karl Dietrich Bracher) zu nennen. Auch schon das 19. Jahrhundert, in dem sich der Liberalismus, Konservatismus sowie Sozialismus, desgleichen Nationalismus und Imperialismus zuvor herausgebildet hatten, wird ganz ähnlich als »Zeitalter der Ideologien« (Klaus von Beyme) bezeichnet.

Heute dagegen scheinen die Großideologien von der politischen Bühne weitgehend verschwunden zu sein. Zu plural – so heißt es – seien mittlerweile die Strukturprofile nationaler Bevölkerungen, zu undurchsichtig die gesellschaftlichen Entwicklungslogiken, zu vielfältig verflochten nationale und globale Entscheidungen, Probleme, Trends, als dass sich noch homogene Gruppen massenhaft mit konzisen Welterklärungsmodellen hinter ein und derselben Fahne zu Überzeugungsgemeinschaften zusammenbinden ließen. Zugegeben: Gesetzt diesen Fall, liefe das Schwerpunktthema »Konservatismus« der vorliegenden Ausgabe von *INDES* der Intention unserer Zeitschrift zuwider, Beiträge zu aktuellen Debatten zu liefern.

Freilich: Wenn alle Ismen atavistisch geworden sind, wie erklärt sich dann die Konjunktur etwa des Populismus und entsprechend titulierter Parteiengruppen? Liegt es daran, dass der Populismus eine »dünne Ideologie«, kompatibel also mit Versatzstücken ganz unterschiedlicher Denktraditionen, und insofern keine »richtige« Weltanschauung ist? Doch ließe sich selbiges nicht gleichfalls vom Konservatismus sagen? Für die gewohnte Distanz zwischen Konservativen und Intellektuellen bspw. wird gerne die Ablehnung einer »Herrschaft ideologischer Sinnproduzenten« (Helmut Schelsky) durch erstere als Begründung herangezogen. Hierin wäre dann der Konservatismus, obwohl ein Ismus, ganz zeitgemäß: im Glauben daran, dass für kollektives Handeln Prinzipien weitgehend entbehrlich sind und auf grundlegende Doktrinen verzichtet werden kann. Eine solche Offenheit gegenüber sämtlichen politischen Lösungsmöglichkeiten neigt dazu, die Existenz unterschiedlicher Interessen auszublenden, und resultiert leicht in verwissenschaftlichten Politikansätzen, welche die Geltung umfänglicher Sachzwänge postulieren. Wie gesagt und mit Blick auf Angela Merkel: ganz modern.

Nun fällt bezüglich traditionell »konservativer Parteien« ein potenzielles Dilemma des Konservatismus ins Auge, das auf einer ganz anderen Ebene liegt. Womöglich ist das Problem, dass die von den neokonservativen – und damit gleichbedeutend: neoliberalen – wirtschaftspolitischen Leitlinien vorangetriebene kapitalistische Liberalisierungsdynamik gesellschaftliche Modernisierungsprozesse befeuert, die sie zu ständigen Kurswechseln in Politikfeldern wie Ehe und Familie zwingt – also gerade dort, wo konservative Parteien noch ein klar konturiertes, deutlicher: genuines Profil besitzen. Gleichwohl auch hier: Die europäischen Mitte-Rechts-Parteien scheinen von diesem Verlust ihres Kernprofils eher zu profitieren, während ihre liberalen und sozialdemokratischen Konkurrenten dafür in jüngerer Zeit immer wieder abgestraft worden sind.

Unumkehrbar, für alle Zeiten in Stein gemeißelt, ist diese Verteilung von Profit und Verlust allerdings nicht. Die durch die anhaltende Ortlosigkeit des Konservatismus aufgerissene Repräsentationslücke ist vielmehr längst unübersehbar geworden. In Deutschland manifestiert sie sich nicht nur in der Gründung neuer Parteien rechts von der Union (AfD, ALFA); auch Protestbewegungen wie Pegida repräsentieren traditionell konservative Europabilder (europäisches Abendland, Europa der Vaterländer usw.) und eine diffuse Angst vor »Werteverfall« und dem Verlust nationaler Identität angesichts von »Überfremdung«.

An dieser Stelle wird bereits das Problem virulent, mit dem sich die Mehrheit der Beiträge in diesem Heft auseinandersetzt: mit der Unmöglichkeit, den Konservatismus auf inhaltliche Kernmotive festzulegen. Muss der Konservatismus immer als Abwehrreaktion auf das Fremde und Ungewohnte auftreten? Zeichnet er sich nicht eher durch eine Haltung aus, die »Maß und Mitte« Experimenten mit ungewissem Ausgang vorzieht?

In diesem Fall wäre das spezifisch Konservative ganz einfach das Unbehagen an den Extremen und einem allzu naiven Fortschrittsoptimismus. Deshalb ist es spätestens seit Michael Oakeshotts Diagnose, der Konservative sei jemand, der »das Reale dem Möglichen, das Begrenzte dem Unbegrenzten, das Brauchbare dem Vollkommenen und die Fröhlichkeit einem utopischen Glück« vorziehe, in Mode gekommen, den Konservatismus mit einer spezifischen Denkart anstatt einem politischen Programm zu identifizieren. Ganz ähnlich charakterisierte zuerst Edmund Burke – salopp gesprochen, der Urvater des Konservatismus – die konservative Weltsicht: als eine Denkweise, die dem Rationalismus, der reinen Vernunft, mit Skepsis begegnet.

Irrig wäre jedenfalls die Annahme, den Konservatismus heute noch pauschal als Gegen-Aufklärung abtun zu können. Ohne Wandel kein Bedarf nach

Konservierung – wer bewahren möchte, akzeptiert folglich, auf dem Boden der Veränderung, des Fortschritts, der Moderne zu stehen. Gerade der Verlust des Vertrauten im Zuge von Innovationen und Umgebungswechseln erzeugt oder zumindest verstärkt das kompensatorische Bedürfnis nach dem Gewohnten und Gleichbleibenden, nach Traditionspflege und Herkunftsvergewisserung.

Vielleicht ist sogar gerade das Gegenteil von obiger Behauptung richtig: Es dürfte kein Zufall sein, dass Denker aus dem Dunstkreis der linken »Frankfurter Schule« bereits in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts mutmaßten, Revolutionen der Gegenwart seien nicht mehr die »Lokomotive der Weltgeschichte«, als die Karl Marx sie gesehen hatte, sondern diametral entgegengesetzt »der Griff des in einem Zug reisenden Menschengeschlechts nach der Notbremse« (Walter Benjamin).

Und in den Theoriedebatten der Gegenwart wird gerade den kompromisslosen Verteidigern der Aufklärung, die im »unvollendeten Projekt der Moderne« (Jürgen Habermas) Spuren universalistischer Vernunftprinzipien entdecken, die Rolle der Konservativen, der Bewahrer einer mühsam errungenen westlichen Freiheit, zugeschrieben, während sich Post-Fundamentalisten mit dem Verweis auf eine typisch konservative Denkfigur – inkommensurable kulturelle Differenzen – in einer Dekonstruktion dieser Prinzipien üben. Ist also – wie Paul Nolte im Gespräch mit Herfried Münkler behauptet – »Liberal das neue Konservativ«?

Aus diesen Vorüberlegungen wird deutlich, dass die Suche nach dem genuin Konservativen in einer so unübersichtlichen Zeit, wie wir sie erleben, zunehmend schwieriger wird. Wir hoffen, dass die vorliegende *INDES* hierzu dennoch einige Denkanstöße geben kann.

INHALT

1 Editorial

≡ Leona Koch/Danny Michelsen/Matthias Micus

KONSERVATISMUS

- >> **STREITGESPRÄCH** 7 **»Dem Konservativen ist das zu Konservierende abhandengekommen«**
Ein Gespräch über die *intellectual history* des bundesdeutschen Konservatismus
≡ Interview mit Herfried Münkler und Paul Nolte
- >> **ANALYSE** 21 **Auf der Strecke geblieben?**
Über das Verschwinden des Konservatismus als politische Ideologie
≡ Jens Hacke
- 29 **Der »Ruf der Jungen«**
Max Hildebert Boehm und der junge Konservatismus in der Weimarer Republik
≡ André Postert
- 38 **Konservatismus »von unten«?**
Soziale Unterschichten und der englische Konservatismus im 19. Jahrhundert
≡ Jörg Neuheiser
- 49 **Zwischen Nostalgie und modernem Rechtsextremismus**
Wellen der *Slawophilie* in Russland bis in die Ära Putin
≡ Klaus von Beyme
- 58 **Der Konservatismus der Mitte**
Zum Toleranzdiskurs im schiitischen Islam
≡ Stephan Kokew
- 65 **Zwischen Aufbruch und Beharrung**
Die bürgerliche Rechte in Frankreich
≡ Teresa Nentwig
- 77 **Konservativ sein – ist das noch zeitgemäß?**
Erkundungen mit Michael Oakeshott
≡ Michael Becker

- 84 **»Erkenne die Lage!«**
Über die rechtspopulistische Versuchung des
bundesdeutschen Konservatismus
≡ Karin Priester
- 93 **Konservatismus als Mentalität und Methode**
Zur politischen Technik Konrad Adenauers und Angela Merkels
≡ Franz Walter
- >> **PORTRAIT** 103 **Edmund Burke**
Betrachtungen zum politischen Denken eines Gründungsvaters
des Konservatismus
≡ Dirk Jörke/Veith Selk
- >> **INSPEKTION** 111 **Trutzburgen des Konservatismus**
Auf Spurensuche im konservativen Milieu
≡ Florian Finkbeiner/Julika Förster/Julia Kopp
- >> **MANIFEST** 123 **Red Tories, vereinigt euch!**
Das Individuum, der Staat und die Gesellschaft
≡ Ron Dart
- PERSPEKTIVEN**
- >> **ANALYSE** 131 **Die Freiheit des Einzelnen als Grundlage
und Grenze**
Perspektiven des Liberalismus in Deutschland
≡ Dieter Langewiesche
- >> **PORTRAIT** 143 **»Politik heißt: etwas wollen«**
Der demokratische Sozialist Olof Palme zwischen Idealismus
und Realpolitik
≡ Armin Pfahl-Traugber
- >> **DEBATTE** 155 **Im Grenzraum**
Zur Lage des wissenschaftlichen Nachwuchses
≡ Katia Henriette Backhaus
- >> **MANIFEST** 162 **Das Konferenz-Manifest**
Wider das akademische Tagungsunwesen
≡ Christy Wampole

SCHWERPUNKT:
KONSERVATISMUS



»DEM KONSERVATIVEN IST DAS ZU KONSERVIERENDE ABHANDENGEKOMMEN«

EIN GESPRÄCH ÜBER DIE *INTELLECTUAL HISTORY* DES BUNDESDEUTSCHEN KONSERVATISMUS

≡ Interview mit Herfried Münkler und Paul Nolte

Im Urteil vieler Zeitgenossen zählen Sie beide selbst zu dem – im Vergleich zu früheren Jahren – inzwischen relativ kleinen Kreis ernstzunehmender konservativer öffentlicher Intellektueller. Widersprechen Sie dieser Fremdzuschreibung?

Münkler: Ich fühle mich nicht als konservativ. Diese Zuschreibung hat vielleicht etwas mit *MünklerWatch* zu tun. Es mag auch durchaus sein, dass ich manche konservative Neigung habe. Ich würde mich aber nicht einen Konservativen nennen.

Nolte: Bei mir ist das etwas anders. Ich habe mich ja selber einmal so genannt, in einer Phase, als ich auf der Suche nach meiner eigenen politischen Identität war. Ich muss aber zugeben, dass ich damals in diese Bezeichnung »neokonservativ« etwas naiv hineingestolpert bin. Die mit diesem Begriff üblicherweise assoziierte Bedeutung ist ja, dass es sich bei dem Neokonservativen sozusagen um einen besonders schlimmen Konservativen handelt. Ich dagegen hatte einen Konservatismus im Sinn, der sich der Moderne anpasst und versucht, eine Innovationsschwelle zu überschreiten, vor der der alte Konservatismus noch steht. Inzwischen sehe ich mich als linkskonservativen Liberalen, als Liberalen, der manchmal konservative Neigungen hat.

Was heißt denn heute überhaupt noch »konservativ sein«; meint das eine Idee oder, mit Andreas Rödder, eher eine Haltung?

Münkler: Der Begriff des »Konservativen« hat schon immer etwas Schillerndes gehabt, und als er in Reaktion auf die Französische Revolution entstanden ist – als das Reflexivwerden der Tradition – und politische Konturen

ausgebildet hat, war auch nicht immer klar, was konservativ und wer ein Konservativer ist. Zwischen Edmund Burke und den sich selbst als konservativ wahrnehmenden Reaktionären de Maistre, de Bonald und Donoso Cortés liegen Welten. Von daher ist »konservativ«, wenn ich das aus der Perspektive der politischen Ideengeschichte betrachte, stets ein umkämpfter Begriff gewesen. Heute ist er das nicht mehr, weil der Traditionsbestand des Konservatismus, den die alte Bundesrepublik in den 1950/60er Jahren durchaus noch hatte, zunehmend der ökonomischen Dynamik zum Opfer gefallen ist. Gesellschaften, die ihre politische Agenda letzten Endes von der Wirtschaft geschrieben bekommen, haben große Schwierigkeiten mit Konservativen bzw. das Konservative wird in diesen Gesellschaften von der Ökonomie zermahlen. Der Grundgedanke einer zeitgemäßen liberalkonservativen Agenda wäre von daher heute wohl die Annahme, dass wir, je schneller die Veränderungen dieser Welt in sozioökonomischer Sicht stattfinden, desto mehr darauf angewiesen sind, über gewisse Balancen lebensweltlicher Art zu verfügen. So wie der Sozialwissenschaftler Karl Deutsch das einmal sehr schön gesagt hat: »Ein Auto kann umso schneller fahren, je bessere Bremsen es hat.« Entscheidend ist ein Bewusstsein der Erfordernis des Kompensatorischen, des Ausgleichenden. Hierin – also in der Überzeugung, dass man angesichts der dramatischen Beschleunigung Stützen und Haltepunkte braucht – würde ich so etwas wie einen intellektuell aufgeklärten, anspruchsvollen liberalen Konservatismus sehen.

Nolte: Ich weiß gar nicht, ob das so neu ist. Schließlich sind die den gesellschaftlichen Veränderungen zugrunde liegenden Spannungsverhältnisse auch schon lange vor dem, was wir jetzt als neue kapitalistische oder neoliberale Beschleunigung wahrnehmen, ganz ähnlich definiert worden. Im Konservatismus steckte von Anfang an das Moment der Reflexion drin, ein Innehalten, ein Begriff der Skepsis. In diesem Sinne konservativ war die Generation von Joachim Ritter, Hermann Lübke, Odo Marquard oder auch Thomas Nipperdey, um mal jemanden aus meinem Fach zu nennen. Es muss in meinen Augen das Ziel von intelligenten Konservativen sein, zu sagen: »Moment mal, wir stellen uns gegen Eindeutigkeit.« Das wäre für mich eine Formel, wenn man zum Beispiel sagt: »Das, was die Linken machen, das ist mir zu eindeutig. Es kann gar nicht sein, dass eine Expansion des Sozialstaates automatisch gut ist. Das muss komplizierter sein.« So in etwa stellt sich die Form konservativen Argumentierens in meinen Augen dar.

Münkler: Was Sie da beschreiben, erklärt, warum es eigentlich einen Konservatismus im Sinne einer geschlossenen Weltanschauung gar nicht geben kann. Was es geben kann, sind konservative Einsprengsel – innerhalb der

SPD, innerhalb der CDU, innerhalb der Grünen, wo auch immer. Aber es ist unmöglich, eine geschlossene konservative Welthaltung – in der Form, in der Sie es beschrieben haben – zu entwickeln.

Nolte: Die Kanzlerin, die sich ja selbst gar nicht als Konservative bezeichnen würde, setzt diese konservativen Aporien in ihrem Politikstil meisterlich um: Sie nimmt das auf, was an Veränderungen sinnvoll oder unumgänglich ist; gleichzeitig bedenkt sie die vorhandenen Widerlager mit – und löst die Aporien in einem Kompromiss oder in allmählichem Fortschritt auf. Sicher ist Merkel klar, dass die Homo-Ehe kommen wird, aber Konservative sagen: »Muss das denn jetzt sofort sein?« Ich bin mir allerdings nicht sicher, ob das, was Sie das Schillernde und Unbestimmte des Konservatismus nannten, eine konservative Besonderheit ist. Oder ob nicht alle politischen Haltungen aufgrund der breiten Spektren, die sie abdecken, eine solche Unbestimmtheit gemeinsam haben. Natürlich kann man ideologische Verbindungslinien zwischen Lübke und einem rechten Ideologen wie Gerd-Klaus Kaltenbrunner ziehen. Aber dann müsste man auch fragen, was Lenin mit Willy Brandt verbindet. Das Liberale ist ebenfalls äußerst unbestimmt, wenn man sich die Unterschiede der transatlantischen Verwendung dieses Begriffes anschaut. Während »liberal« im amerikanischen Sinn immer mehr nach links driftet, bis zur Überlappung mit »sozialistisch«, lässt sich für den europäischen und insbesondere den deutschen Kontext konstatieren: Liberal ist das neue Konservativ. Wenn ich also sage, ich verstehe mich heute als Liberaler und nicht mehr als Konservativer, dann sagen manche Linke: »umso schlimmer!« Oder: »mindestens genauso schlimm!« Hier offenbart sich ein grundlegender Konflikt über das, was heute als konservativ gelten kann. Nehmen Sie die Spaltung der AfD: Alexander Gauland und Konrad Adam sind beide konservativ, indem sie gegen die Marktwirtschaft sind. Bernd Lucke hingegen ist gerade insofern konservativ, als er neoliberal und für den Markt ist. Da stehen zwei programmatische Positionen konträr zueinander, die aber beide mit der Zuschreibung des Konservativen belegt werden.

Eine andere Spaltungslinie scheint uns im konservativen Lager die Haltung zu Europa zu sein, zu Europa als Wertegemeinschaft, die eben nicht mehr so unumstritten wirkt wie zu Zeiten Adenauers oder Kohls. Zeigt sich hier eine weitere Veränderung im konservativen Denken?

Münkler: Zunächst einmal war die Beschreibung Europas als Wertegemeinschaft, wenn wir uns rückerinnern an die Adenauer-Ära, aber auch an die Regierungszeit Helmut Kohls, eine genuin konservative Position. Und wenn Sie da heute schauen und sich fragen, wer beschwört eigentlich Europa als

identitätsstiftende Wertegemeinschaft, dann könnte man fast meinen: In bestimmter Hinsicht ist das vor allen Dingen und in aggressiver Weise PEGIDA ...

Nolte: ... und Heinrich August Winkler, d. h. es gibt die Wertegemeinschaft durchaus noch im politischen Mainstream!

Als konservativ haben Sie, Herr Nolte, einmal das Veto gegen die Ego-Gesellschaft bezeichnet – und in diesem Zusammenhang gesagt, das Anliegen, die Gemeinschaft zu stärken, sei gleichbedeutend mit der Stabilisierung demokratischer Einstellungen.

Nolte: Was ich damit zu beschreiben versuchte, war ein kommunitäres Argument, das selber zwischen linken und rechten Kritiken eines radikal-individualistischen Liberalismus changiert und da sehr schnell die Farbe wechseln kann. Auch hier gilt wieder: Egal, welchen Begriff Sie auch nehmen, sie stoßen alsbald immer irgendwo an Grenzen. Nehmen sie bspw. die bereits aufgeworfene Frage nach dem Einfluss der Märkte und der Kritik daran als Beispiel für eine unklar gewordene konservative Selbstbestimmung. Auf der einen Seite haben wir weiterhin – und gegenwärtig vielleicht wieder stärker wahrnehmbar – die klassische konservative Marktkritik; und auf der anderen Seite eine radikal marktkonforme Position, die nicht minder für konservativ gehalten wird, seit in der deutschen und europäischen Debatte Konservatismus und Neoliberalismus eine Art von Fusion eingegangen sind.

Viele der angesprochenen konservativen Unsicherheiten oder Redefinitionen hängen eng mit einem Bruch im Spektrum der Linken zusammen: mit dem Verlust des Optimismus, dem Verlust der Eindeutigkeit auf Seiten der Linken und ihrer Übernahme relationaler oder relativistischer Positionen, z. B. des Kulturrelativismus. Kulturrelativisten waren früher durchweg Konservative, die Liberalen waren die Universalisten. Seit diesem – für die Geistes-, Ideen-, Politik- und Kulturgeschichte, nicht nur des 20. Jahrhunderts, sondern der westlichen Moderne, ganz fundamentalen – historischen *Switch* im Selbstverständnis der Linken um die 1970er Jahre herum ist das alles dagegen nicht mehr so klar. Handelt es sich um einen innerlinken Streit, wenn Jürgen Habermas noch den westlichen Universalismus verteidigt? Oder ist Habermas damit schon konservativ? Hier zeigt sich, dass in mancher Hinsicht nun gerade die Liberal-konservativen zu den Verfechtern der Eindeutigkeit, der Entschiedenheit geworden sind. Westliche Werte und die repräsentative Demokratie, die mancher Konservative auch realpolitisch bis in die Anfangsjahrzehnte der Bundesrepublik hinein beargwöhnt hat, sind längst konsolidiert und zählen heute zum Traditionsbestand der deutschen Gesellschaft. Der Konservatismus ist infolgedessen mit einem Gestus der Entschiedenheit

angereichert worden, der gerade die relativistisch und modernitätsskeptisch gewordenen Positionen der Linken kritisiert und eindeutig Position bezieht. Also: Die Sehnsucht nach Gemeinschaft und der moderne Individualismus lassen sich heute gar nicht mehr trennen oder gegeneinander in Stellung bringen.

Münkler: »Gemeinschaft« ist ohnehin, pauschal verstanden, ein schwieriger Begriff. Es gibt einerseits Gemeinschaften, die den Anspruch erheben, man sei in sie hineingeboren und könne sie nie verlassen. Das ist die, wenn man so will, traditionelle oder konservative Vorstellung von Gemeinschaft. Aber wenn wir andererseits in eine Spielgemeinschaft – vom Würfelclub bis zum Fußballverein – eintreten, dann treffen wir als Individuen eine Entscheidung für eine ganz bestimmte Situation, für eine ganz bestimmte Zeit in der Woche und stellen das Beharren auf unserer ausschließlichen Individualität befristet zugunsten einer Gemeinschaftserfahrung zurück. In diesem Fall ist die Gemeinschaft ein Therapeutikum gegen die Zumutungen der Gegenwartsgesellschaft und ihre Einsamkeiten sowie Härten. Insofern: *Eo ipso* ist der Gemeinschaftsbegriff nicht konservativ. Es gibt jedoch bestimmte Vorstellungen von Gemeinschaften, die konservativ sind – die aber stark an Bedeutung verloren haben. Die Dorfgemeinschaft bspw. gibt es nicht mehr, auch weil die sozialen Träger eines konservativen Denkens – eine starke Bauernschaft – allenfalls noch in einer rudimentären Schrumpfform existieren und abgelöst worden sind durch Agrarökonomien. Insofern sollten wir uns klarmachen, dass der soziale Träger einer wirklich konservativen Position im Verlauf der 1960/70er Jahre im Zuge der Transformation der agrarischen Produktionsweise verschwunden ist. Seither gibt es nur noch Leute, die in Einzelpunkten, in dieser oder jener Frage, konservativ sind, aber ansonsten in ihrem Berufs- und Geschäftsverhalten das genaue Gegenteil bewirken.

Nolte: Einspruch! Ich bin mir nicht sicher, inwieweit diese sozialgeschichtliche Erklärung trägt. Für Deutschland mag sie ein Stück plausibel sein; aber stimmt sie auch für andere Gesellschaften, die ähnlich radikale Transformationen durchgemacht haben, in denen das Konservative – als Selbstbezeichnung von Parteien ebenso wie in breiteren Gesellschaftsschichten – aber viel selbstverständlicher geblieben ist? In Großbritannien oder den USA etwa gibt es bis heute die tendenziell konservativ eingestellten suburbanen Mittelschichten, viel beschrieben wurde etwa das Milieu von Orange County an der Peripherie von Los Angeles. Dort waren es in den 1960er Jahren nicht Bauern, es war die gut situierte Mittelschicht, die sagte: »Diese Kulturrevolution, die Hippies, das geht mir zu weit!«, und die in Reaktion auf diesen Schub der Modernisierung konservative Positionen übernahm.

Münkler: Die Mentalitäten sind die Gefängnisse der langen Dauer – diese Erkenntnis der französischen *Annales*-Schule gilt auch hier. Die sozioökonomische Basis eines in sich kohärenten Konservatismus ist zwar verschwunden, aber die Mentalitäten überdauern zunächst noch. Das können wir auch an uns selber beobachten. Aber in der nächsten oder übernächsten Generation gehen dann auch die Mentalitäten verloren, wenn sie nicht mehr den festen Halt der sozialstrukturellen Lage haben.

Nolte: Damit interpretieren Sie den Konservatismus als Atavismus – ich glaube das nicht! Wenn Konservatismus eine Haltung ist, so wie Sie es gesagt haben, die sich unabhängig von konkreten inhaltlichen Positionen im Prinzip immer mobilisieren lässt, dann wird es ihn auch in Zukunft geben, als Ausdruck der pluralistischen Gesellschaft und natürlichen Gegenpol zur Linken. Letztlich werden wir die Gegenposition zum linken Standpunkt immer konservativ nennen. Deswegen ist der Konservatismus kein Atavismus. Sondern das, was konservativ ist, bestimmt sich ständig neu relational zu dem, was die jeweilige Avantgarde der Gesellschaft gerade artikuliert. Und beides treibt sozusagen in einer Art von Ziehharmonikaspiel die gesellschaftliche Dynamik voran. Insofern bin ich links, als Weltgeist-Hegelianer. Ich glaube, es gibt eine fundamentale Dynamik der Entwicklung – aber es gibt immer auch das, was zurückzieht.

Münkler: Vielleicht erklärt eben das, warum es der Konservatismus so schwer hat und warum er nicht mehr sichtbar ist. Wenn wir in der Diagnose übereinstimmen, dass es diesen überzeugten Fortschrittsgeist und Zukunftsglauben der Linken nicht mehr gibt, dann fehlt den Konservativen der Widerpart, gegen den sie konservativ sein können. Dann können sie allenfalls noch skeptisch sein!

Nolte: In Deutschland hat sich – dies freilich im Unterschied zu anderen europäischen Ländern, etwa Frankreich – in den letzten zwei Jahrzehnten eine sehr zentristische politische Kultur herauskristallisiert, die weder eine klare linke Position kennt noch einen deutlich umrissenen Konservatismus. Das kann man gut an der Semantik der politischen Berichterstattung ablesen. Die AfD ist dann nicht konservativ, sondern »rechtskonservativ«, womit ihr automatisch etwas Marginales angeheftet wird, drei Prozent und hoffentlich nicht mehr.

Wenn Mitte die Chiffre für den Verlust des Widerparts und die Diffusion einstmals klarer Konturen ist; und wenn als das genuin Konservative just die Skepsis, die Mäßigung und das Maß, das bedeutet die Mitteposition gilt – ist dann also die Auflösung des Konservatismus in ihm selbst angelegt?

Münkler: Wenn der Konservatismus provoziert wird durch eine bestimmte Form von Beschleunigung, dann wird man wohl sagen müssen, dass die

Zentrierung der deutschen Gesellschaft – also der Umstand, dass sich so viele der Mitte zurechnen und im Prinzip in Deutschland keine Regierung bildbar ist, die sich als rechts oder links bezeichnet – ein Gegenmodell zu dem politischen Modell der USA, aber auch Frankreichs, Großbritanniens und Italiens ist. Wir haben es mit, wenn man so will, unterschiedlichen Formen des Bedeutsamwerdens geschichtlicher Erinnerungen zu tun. Dass die Mitte für uns so sehr mit Bedeutung aufgeladen ist, ist auch die Folge dessen, dass das Scheitern der Weimarer Republik als das Ergebnis einer Erosion der Mitte angesehen worden ist. Deshalb wird eine Polarisierung des politischen Systems und der sozialen Lagen noch heute so sehr gefürchtet. Die gründungsmythische Narration der Bundesrepublik nach dem Zweiten Weltkrieg lautet: »Jungs, haltet die Mitte. Dann wird es gut gehen.«

In der Politikwissenschaft spricht man gerne von Pfadabhängigkeiten. Wenn gleichsam von diesem Zeitpunkt an die Deutschen auf einen bestimmten Pfad gesetzt worden sind – lassen wir einmal dahingestellt, inwiefern sie vorher schon solch einem Pfad gerne gefolgt wären –, dann bewegen wir uns innerhalb eines Systems, in dem es keine sehr ausgeprägte politische Linke und, weil ich nicht Rechte sagen will, keine profilierten Konservativen mehr geben wird. Selbst jene dezidierten Konservativen wie Franz Josef Strauß, der, wenn er noch leben würde, mit seinem Auftreten auch in Bayern keine Mehrheitsverhältnisse mehr erreichen würde, oder die »Stahlhelmer« unter ihrem Anführer Alfred Dregger aus Hessen sind heute kaum noch vorstellbar. Insofern scheinen wir in der Tat immer mittiger geworden zu sein. Das würde dann auch erklären, warum in dieser speziellen politischen Kultur Deutschlands das Konservative nicht als Logo für eine mehrheitsfähige Partei taugt. Andererseits: Das wusste die CDU schon bei ihrer Gründung, deshalb hat sie sich christlich genannt und Union und sich nicht namentlich in die Tradition von konservativen Gruppierungen gestellt.

Nolte: Auch die Zentrumsparterie war schon im Kaiserreich und in der Weimarer Republik nicht ohne Weiteres als konservative Partei zu bezeichnen. Vor allem das Protestantische, das nach 1945 dazukam, gab der CDU ihre konservative Note. Die Frage nach Maß, Mäßigung und Mitte ist schwer zu beantworten. Denn natürlich ist auch dies begriffs- und wirkungsgeschichtlich ein ideologisches Konstrukt der Selbststilisierung – und letztlich wiederum Produkt und Folge einer besonderen intellektuellen Tradition des deutschen Konservatismus aus der Erfahrung der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus heraus, womit er, nochmals, in den USA nicht weit käme. In der deutschen Debatte hat die Mitte-Ideologie vom hiesigen gemäßigten Konservatismus nicht viel zu befürchten, ebenso wenig von der Sozialdemokratie.

Einzig die heterodoxen linken sozialen Bewegungen jenseits der Sozialdemokratie fechten den Konsens maßvoller Mittigkeit an.

Der Konservatismus lässt sich auch auffassen als »Sozialmentalität ruhebedürftiger Gesellschaften«, man denke etwa an die Nachkriegszeit und frühe Ära Adenauer. Haben wir heute eine ähnliche Situation, lässt sich für die Gegenwart ein konservativer Zeitgeist diagnostizieren? Wollen die Leute wieder in Ruhe gelassen werden, sind sie zufrieden, wenn der politische Betrieb ohne ihr Zutun funktioniert und sie selbst nicht aktiv tätig werden müssen?

Münkler: Vermutlich weisen Gesellschaften, die sogenannte »heiße Gesellschaften« sind – in denen also fünfzig Prozent der Bevölkerung unter zwanzig Jahre alt sind –, sehr viel stärker ausgeprägte, nicht nur soziale, sondern auch politische Gegensätze auf. Mit dem Effekt, dass dann auch eine konservative Position gewissermaßen erzwungen wird. Alternde oder gealterte Gesellschaften hingegen unterliegen diesen Dynamiken nicht in vergleichbarer Weise. Sie zeichnen sich eher durch eine heitere Skepsis aus, wie sie Odo Marquard beispielhaft vertreten hat und die gleichsam zur Grundausstattung eines gewöhnlichen, sich irgendwo in der gesellschaftlichen Mitte ansiedelnden Bürgers gehört. Das Feuer des politischen und sozialen Kampfes spielt in solchen Gesellschaften keine Rolle. Warum auch? In einer alternden Gesellschaft werden schließlich für die nachdrängenden jungen Leute hinreichend Positionen frei. Die müssen hier nicht um Positionen und positionale Güter konkurrieren, sie fallen ihnen gleichsam zu. Man kann es auch ein bisschen böse sagen: Wenn sie den Mund aufreißen, dann kriegen sie Geld zugesteckt oder eine Beamtenposition in Aussicht gestellt, dann sind sie ruhig. Es gibt keinen Zwang, extreme Positionen einzunehmen, um den eigenen Anspruch auf eine entsprechende Positionierung innerhalb der Gesellschaft sichtbar zu machen, sondern derlei fällt dem Einzelnen mehr oder minder automatisch zu. Man kann sagen, das sind Zeiten des Glücks. Wobei: Georg Friedrich Wilhelm Hegel hat einmal gemeint, die Seiten des Glücks, das seien die leeren Seiten der Weltgeschichte.

Nolte: Ich finde den Vergleich mit der Adenauer-Zeit schwierig, die ja eine Ära konservativer Modernisierung war. Sicher, es handelte sich um eine ruhebedürftige Gesellschaft, aber doch nur im Sinne dieses Gegenpols zu ganz dramatischen Beschleunigungen, etwa der rasanten Reindustrialisierung nach 1945 oder den enormen demografischen Herausforderungen der Nachkriegszeit. Und die eigentliche Zeit einer geschärften konservativen Position, die dann auch intellektuell artikuliert wurde, das waren nicht die 1950er und frühen 1960er Jahre, sondern erst die Zeit, als die Linke hegemonial wurde.

Insofern war die schärfste *Zeit* in der *intellectual history* des bundesdeutschen Konservatismus die Periode zwischen 1974 und 1984, als sich noch einmal eine neue Generation von Neokonservativen zu Wort meldete. Wenn man da den *Mercur* durchblättert, zwischen den frühen 1970er Jahren und dem Historikerstreit, dann taucht man in die wohl letzte Zeit, in der auch intellektuell versucht worden ist, konservative Positionen zu markieren. Jetzt befinden wir uns wieder in einer sich rasch verändernden Gesellschaft; aber ob wir ein großes Ruhebedürfnis haben, da bin ich mir abermals nicht so sicher. Vielmehr ist doch verblüffend, geradezu sensationell, wie wir diese Veränderungen der letzten zwei Jahrzehnte – die digitale Revolution und den Multikulturalismus – bewältigen, ohne dass es zu größeren Verwerfungen oder kulturellen Gegenreaktionen kommt, mithin: wie bemerkenswert umstandslos dieses Veränderungstempo von einem großen Teil der Gesellschaft mitvollzogen wird.

Münkler: Es handelt sich um Veränderungen, die im Allgemeinen nicht politisierbar sind, sondern an denen alle in unterschiedlicher Weise partizipieren können. Der Mittemechanismus über Konsum funktioniert hier. Das Ergebnis ist ein lebensweltlicher Konservatismus, den man aber nicht als politischen Konservatismus beschreiben kann, sondern der sich in individuellen Präferenzentscheidungen im Umgang mit dem Fortschritt, der im einen Fall als Segen und im anderen als Fluch begriffen wird, niederschlägt.

Täuscht denn der Eindruck, dass es durch beschleunigte Wandlungsprozesse aktuell so etwas gibt wie einen Teilrückzug aus dem Politischen aus einer zunehmenden Veränderungsunsicherheit heraus? Und manifestiert sich in diesen Gefühlen der Überforderung durch Veränderungen sowie Trends zum Selbstrückzug so etwas wie eine Renaissance des Konservativen?

Münkler: Aber worauf bezieht sich denn dieses Konservative? Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es den Rückzug in den familiären Privatraum als Reaktion auf die öffentliche Vereinnahmung durch den Nationalsozialismus. Die Erschöpfung heute ist allenfalls eine Erschöpfung, die aus dem tagtäglichen Berufsleben resultiert, d. h. man reagiert auf die permanente Konfrontation mit Innovationen im Beruf mit dem Wunsch nach Ruhe im privaten Bereich. Das aber ist dann etwas völlig anderes als die Bedeutsam-Machung der Familie in den 1950er und 1960er Jahren.

Nolte: Ich glaube, dass diese Zyklentheorie, die Sie entwickelt haben, heute nicht mehr aufgeht und dass darin vielleicht auch eine Beschreibung oder eine Diagnose liegt. Man konnte ja häufig beobachten, dass einem Regierungswechsel ein Mentalitätswandel vorauslief; aber mit der Häutung

der Schröder-Regierung, der rot-grünen Koalition, mit den Hartz-Reformen, scheinen diese antizipierenden Wandlungsprozesse vorerst an ihr Ende gekommen zu sein. Mit der Agenda-Politik hat Schröder das politische Koordinatensystem der alten Bundesrepublik völlig durcheinandergeworfen. Da hat er buchstäblich eine Agenda gesetzt, die die Grünen und die Union für sich übernommen haben. Der Kanzlerwechsel von 2005 spielt unter diesem Gesichtspunkt eigentlich keine Rolle, denn Angela Merkel führte letztlich nur das von Schröder ins Werk gesetzte und auf den Weg gebrachte Programm aus. Seitdem leben wir in einer Zeit, in der wir genaugenommen eine permanente Große Koalition haben. Aktuell wird sie von der CDU geführt und die Gesellschaftspolitik machen Sozialdemokraten wie Andrea Nahles und Manuela Schwesig – aber es könnte genauso gut umgekehrt sein. Worauf warten wir eigentlich? Warten wir auf den nächsten Umschwung, bis mal wieder die Konservativen ohne die SPD richtig regieren können? Oder warten wir darauf, dass die Konservativen weg sind und die Linken die Regierung führen? Diese Eindeutigkeit der Selbst- und Fremdzuschreibung über das, was gegenwärtig den politischen Zeitgeist und den politischen Zyklus ausmacht, haben wir nicht mehr. Möglicherweise resultiert eben daraus der Umstand, dass wir in unserem Wahrnehmungssystem viel stärker auf den Gegensatz zwischen Eliten und Volk umgepolt haben. Es ist auch insofern vollkommen egal, ob die Kanzlerin weiter Merkel heißt oder vielleicht demnächst Gabriel heißen wird. Das ist für die Menschen die Obrigkeit, gegen die sie opponieren. Das ist eine Wahrnehmung von Politik, die das Links-Rechts-Schema in viel fundamentalerer Weise durcheinanderwirft als in der Verwechslung von Lechts und Rinks durch Ernst Jandl.

Münkler: Das ist ein interessanter Punkt. Weil das einen Hinweis darauf gibt, dass in dem Maße, in dem die Polarisierung zwischen der Linken und der Rechten oder die Erkennbarkeit von zwei opponierenden Positionen in der Gesellschaft schwindet, der alte Gegensatz transformiert wird in ein Oben-Unten-Denken. Dieses Oben-Unten-Denken ist ganz zweifellos die Substanz, von der populistische Bewegungen zehren – egal, ob sie rechts- oder linkspopulistisch sind. Nun ist die spannende Beobachtung aber doch eigentlich die, dass sich die Bundesrepublik als erstaunlich resistent gegen Populismen zeigt. Wenn man die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts zugrunde legt, konnte man das überhaupt nicht erwarten. Die Vorbilder noch für meine Generation, die skandinavischen Länder oder England und Frankreich als das, wie man werden müsse, damit man wieder etwas sein kann, die stehen ja doch jetzt eher fast peinlich da in der Frage europaskeptischer rechtspopulistischer Parteien. Vielleicht steckt da drin

eine gewisse Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Ich würde meinen, die Erfolglosigkeit der deutschen populistischen Rechten an den Wahlurnen ist im Effekt eine der Erklärungen dafür, warum die Bundesregierung zurzeit eine so hohe Verhandlungsmacht in Europa besitzt. Sie hat keinen Front Nationale und deswegen hat die deutsche Politik sehr viel größere Spielräume als andere. Das ist ein aufregender Punkt. Das ist umgekehrt aber auch der Punkt, an dem die AfD ansetzt: Sie will durch ihr Auftreten die Spielräume der deutschen Politik begrenzen; und das wäre der Fall, sobald sie im Bundestag säße.

In einem Text, den Sie, Herr Münkler, geschrieben haben, skizzieren Sie mit Verweis auf Platon unterschiedliche Politikertypen: den »Zuckerbäcker« und den »Diätetiker«. Über letzteren heißt es unter anderem, er wisse um das Erfordernis von Gegengewichten, zeichne sich durch eine allgegenwärtige Skepsis aus und lehne die Vorstellung von Maximierung als Königsweg ab. Sind das Merkmale, mit denen man einen konservativen Politiker heute identifizieren könnte?

Münkler: In der heutigen Welt würde ich sagen, dass der Diätetiker kein genuin Konservativer, sondern eher ein liberaler Skeptiker ist, der misstrauisch ist sowohl gegenüber dem generalisierten Fortschrittsversprechen als auch gegenüber dem genuin konservativen Versprechen des Festhaltens an von wem auch immer überkommenen Werten. Dieser Diätetiker hat eigentlich gar keine klar ausgeprägte Position; er ist weder konservativ noch fortschrittlich, er schaut nur danach, wo gerade Hypertrophien auftreten. Und wenn der Fortschritt hypertroph ist, dann denkt er konservativ, wenn die Beharrung hypertroph wird, dann ist er eher fortschrittlich. Er ist sozusagen das ausgleichende Element. Aber natürlich ist das ein Idealtypus. In der Realität werden wir vermutlich einen solchen Politiker gar nicht antreffen.

Nolte: Ich fand gerade, dass das eine ganz gute Beschreibung von Angela Merkel ist.

Münkler: Die Politik von Frau Merkel ist in erster Linie von der Devise der Fehlervermeidung geleitet. Keine Visionen, weder eine starke konservative noch – und schon ganz und gar nicht – eine starke progressive Vision. Gute Politik besteht für Merkel darin, Fehler zu vermeiden. Das ist möglicherweise in der gegenwärtigen politischen Situation genau das Richtige. Dennoch: Der Diätetiker hat eine ziemlich genaue Vorstellung, was die Idealmaße eines Leibes sind, während Frau Merkel in dieser Hinsicht gar nicht festgelegt ist, sondern lediglich schaut, wo der nächste Fehler lauert, den sie machen könnte und vermeiden muss. Insofern sind die beiden verwandt, aber nicht identisch.

Lassen sich in der deutschen Politik überhaupt keine genuin Konservativen mehr identifizieren?

Münkler: Wenn, dann Alexander Gauland. Das ist momentan vielleicht der Einzige, den man politisch und habituell als Konservativen anführen könnte.

Nolte: Ich finde schon, dass man noch ein paar Politiker der CDU nennen könnte. Interessanterweise aber nicht der CSU, unter anderem, weil hier die sozialpopulistischen Elemente so stark sind. Zwar mag es sein, dass die Rolle des konservativen Fackelträgers, die früher einmal Alfred Dregger gespielt hat und die später von Friedrich Merz übernommen wurde, aktuell ein wenig unbesetzt ist. Aber ich würde mich nicht scheuen, Wolfgang Schäuble als einen dezidiert konservativen Politiker zu bezeichnen. Schäuble entwickelt seine Politik von einer konservativen staats- und sozialtheoretischen Fundierung her – im Übrigen ist er aus meiner Sicht einer der intelligentesten Politiker, die die Bundesrepublik seit Langem gehabt hat.

Münkler: Was die Intelligenz und die Analysefähigkeit anbetrifft, stimme ich zu. Ob Schäuble aber wirklich ein Konservativer ist, das weiß ich nicht. Wenn Sie eine gewisse Orientierung an Staatlichkeit, an Korruptionsresistenz – das sage ich ganz bewusst so – ins Zentrum stellen, dann ist das vielleicht konservativ. Aber das trifft in mancher Hinsicht auch auf Linke zu.

Wenn Gauland ein konservativer Prototyp ist, würde das dafür sprechen, dass der Konservative nur noch eine marginalisierte Figur ist, rechts der Union und selbst in der AfD nur Teil einer Strömung.

Münkler: Das ist wohl so etwas wie die Summe unseres Gesprächs.

Dennoch fällt auf, dass es innerhalb der CDU immer mal wieder Gründungen konservativer Zirkel und Netzwerke gibt.

Münkler: Die kriegen aber nichts auf die Beine!

Aber wenn Sie jetzt einen solchen Zusammenschluss beraten sollten: Gibt es ein Thema, bei dem Sie sagen würden, das müsste man auf diese und keine andere Weise in den Vordergrund stellen?

Münkler: Das ist, glaube ich, nochmals ein ganz guter Punkt, um das Grundproblem deutlich zu machen. Die Politik ist inzwischen so komplex geworden, dass es quasi unmöglich ist, eine geschlossene konservative Position zu vertreten, wenn man mehrheitsfähig sein will. Mehrheitsfähigkeit kann sich heute nur daraus ergeben, dass man bei einem Thema eine eher konservativere Position hat, bei einem anderen aber eine fortschrittlichere

und bei den meisten eine irgendwie liberale bis indifferente. Der Zwang der Mehrheitsfähigkeit ist in Deutschland ja unter dem Gesichtspunkt der Mitte-Orientierung ein ganz besonderer. Von daher glaube ich, wäre ich vielleicht in der Lage, einen Politiker im Hinblick darauf zu beraten, wie er Mehrheiten gewinnt – aber nicht im Hinblick darauf, dass er diese Mehrheiten gewinnen kann, wenn er sich das Etikett »Ich bin konservativ« aufklebt. Zumal dann nicht, wenn stimmt, worin wir, glaube ich, übereingestimmt haben: dass sich nämlich die Inhalte des Konservativen ebenso schnell verändern wie bestimmte Formen der Habitualität des Konservativen. Kurzum: Das Problem ist, dem Konservativen ist das Konservative oder das zu Konservierende abhandengekommen. Weil das nun mal so ist, glaube ich nicht, dass einer von uns klug beraten wäre, wenn er einen Politiker, der Kanzler werden will oder jedenfalls der Partei angehört, die den Kanzler stellt, im Sinne eines Konservativen beraten würde.

Nolte: Das gilt übrigens spiegelbildlich für die SPD genauso. Der Sog in die Mitte wirkt nach beiden Seiten. Auch deshalb weiß eigentlich niemand, was denn heute noch eine geschlossene linke Position wäre. Ich stimme Herrn Münkler zu, dass man eigentlich niemandem guten Gewissens empfehlen kann, jetzt sei mal für die Atomenergie und sei gegen die Homosexuellen-Ehe. Man kann aber sagen: Findet dazu eine komplexe relationale Position. Das ist nämlich nach aller Erfahrung – insofern stehen die Konservativen gerade nicht auf verlorenem Posten, falls man die Union mit dem Konservatismus verbindet – eine Position, die bei Wahlen in Deutschland relativ viel Erfolg verspricht, zuletzt 41,5 Prozent und fast die absolute Mehrheit der Mandate.

Münkler: Kluge Konservative wussten immer schon, dass sie beide Elemente – technologische Fortschrittlichkeit und eine gewisse lebensweltliche Traditionalität – miteinander kombinieren müssen. Franz Josef Strauß' Redewendung von den Konservativen, die an der Spitze des Fortschritts marschieren müssen, mag das verdeutlichen. Aber weder das eine noch das andere ist genuin politisch. Das eine ist sozusagen Laptop: Alles was neu ist und was das Leben erleichtert, wird sofort unterstützt und derlei mehr. Aber zum Oktoberfest oder zu anderen folkloristischen Veranstaltungen tragen diese Leute dann wieder Lederhose. Unter diesen Umständen kann es keinen Konservatismus mehr geben.

Hermann Lübke hat das Wort vom »bestandserhaltungsnötigen Systemwandel« geprägt. Was bedeuten soll, dass man beständig verändern muss, um den Bestand zu erhalten. Bedingt das eine das andere? Lassen sich Reformen nur

bewerkstelligen, wenn man gleichzeitig den Traditionsbestand, der in diesem Fall kein Ballast wäre, bewahrt?

Münkler: Ich würde es als einfache Machttechnik beschreiben, dass Reformen die Menschen nicht überfordern dürfen. Jemand wie Lenin war ja bekanntlich in kulturellen Fragen eher konservativ und hat diejenigen, die lebensweltlich in den wilden Jahren des frühen Sowjetrusland alles Mögliche in Gang setzen wollten, immer wieder gestoppt und zurückgehalten, weil er wusste, dass er dann die Leute verliert, denen zu viel zu rasch verändert wird. Von daher sind das gar nicht genuin konservative Fragen, sondern Fragen, die im Prinzip jeder Machttechniker vor Augen hat. Sie können in einer Gesellschaft umso tiefgreifendere Veränderungen durchsetzen, je mehr sie gewisse feststehende Gepflogenheiten beibehalten. Wohingegen jene französischen Revolutionäre, die nicht nur die Gesellschaftsordnung, sondern auch den Kalender verändern wollten, scheiterten, ja scheitern mussten. Daraus haben im Laufe der Zeit die Gesellschaftsveränderer gelernt: Wenn wir eine neue Gesellschaftsordnung einführen wollen, dann lassen wir doch wenigstens den Sonntag Sonntag sein. Oder: Wir gehen zwar nicht mehr in die Kirche, aber wir lassen sie im Dorf.

Nolte: Insofern ist es nicht nur eine Frage der Machttechnik, sondern auch eine Frage der kulturellen Identität. Und in mancher Hinsicht ist Lübbecke jemand, der in seinem Leben immer auf verlorenem Posten stand, aber dann auch wieder ein – wenn man so will – Sieger der Geschichte ist. »Zukunft braucht Herkunft«: Hermann Lübbecke ist der große Gewinner.

Das Interview führten Leona Koch und Matthias Micus.



Prof. Dr. phil. Herfried Münkler, geb. 1951, lehrt Theorie der Politik an der Humboldt-Universität zu Berlin und ist Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Wichtige Veröffentlichungen sind u. a.: »Mitte und Maß. Der Kampf um die richtige Ordnung« (Berlin 2010); »Der große Krieg. Die Welt 1914–1918« (Berlin 2013); »Macht in der Mitte« (Körber-Stiftung 2015).



Prof. Dr. Paul Nolte, geb. 1963, lehrt seit 2005 Neuere Geschichte und Zeitgeschichte an der Freien Universität Berlin. Aktuelle Forschungsschwerpunkte sind die Sozial-, Ideen- und Intellektuellengeschichte des 20. Jahrhunderts und die Geschichte der Demokratie. Im Oktober 2015 erscheint sein neues Buch »Hans-Ulrich Wehler. Historiker und Zeitgenosse« (München).

AUF DER STRECKE GEBLIEBEN?

ÜBER DAS VERSCHWINDEN DES KONSERVATISMUS ALS POLITISCHE IDEOLOGIE

≡ Jens Hacke

Es gehört zu den oft verdrängten Trivialitäten der Ideen- und Begriffsgeschichte, dass der Konservatismus ein Phänomen der Moderne ist, welches sich erst als Reaktion auf Emanzipations- und Liberalisierungsbewegungen ausgebildet hat. Die Herausforderung des Fortschritts machte die Reflexion vermeintlich konservativer Werte und Traditionen notwendig; denn die Erfahrung, dass die herkömmliche soziale und politische Ordnung fragil und mithin revolutionär veränderbar wurde, mündete in intellektuelle Anstrengungen, sich dagegen zu wehren.

Der Konservative als Fortschrittsgegner – diese Gleichung war allerdings von Beginn an zu einfach. Die meisten Konservativen standen zwangsläufig auf dem Boden der Moderne, und nicht wenige versuchten – lange vor Franz-Josef Strauß' berühmtem Ausspruch – »an der Spitze des Fortschritts zu marschieren«. Machtpolitischer Pragmatismus leitete bereits konservative Politiker wie Benjamin Disraeli und Otto von Bismarck, weitreichende Sozialreformen »von oben« einzuführen, um den Forderungen der Arbeiterbewegungen den Wind aus den Segeln zu nehmen.

So ist kaum verwunderlich, dass der Konservatismus an der Schwelle zum demokratischen Zeitalter dauernd damit beschäftigt war, die programmatischen Forderungen der Modernisierer zu absorbieren und sich gleichzeitig vom Ballast des altständischen Denkens zu trennen. Die Orientierungsmarken konservativer Ideologie wurden immer verschwommener; denn auch wenn Hierarchie, Ordnung, Heimat oder Religion als vage Leitbegriffe dienten, so war doch nie klar, wie sie sich in politische Konzepte für im Modernisierungsprozess befindliche Gesellschaften umsetzen ließen. Auch unter selbsternannten Konservativen war stets umstritten, was genau bewahrt und mit welchen Werten dies begründet werden sollte.

BEGRIFFSBESTIMMUNGEN

Eine politische Bedeutung hat der Begriff erst erlangt, als François-René de Chateaubriand seine Zeitschrift *Le Conservateur* (1818) gründete und Konservatismus von nun an als positive Selbstbezeichnung fungierte, um die überwiegend negativ konnotierten Fremdzuschreibungen »Reaktion« und »Restauration« abzulösen. Der Wissenssoziologe Karl Mannheim hat bekanntlich den Konservatismus als Reflexivwerden des Traditionalismus bestimmt.¹

Seither haben die Definitionsversuche und begrifflichen Fixierungsbemühungen nicht nachgelassen. Einschlägig geworden ist die Klassifizierung des früh verstorbenen Historikers Klaus Epstein, der idealtypisch differenzierte zwischen einer rückwärtsgewandten konservativen Reaktion, die die Vergangenheit eines goldenen Zeitalters wieder zu beleben sucht, einem gegenwartszufriedenen Status-quo-Konservatismus und dem Reformkonservatismus, der in Burke'scher Tradition für institutionell vermittelten graduellen Wandel eintritt.² Nimmt man noch den Befund des ebenso genialischen wie eigenbrütlerischen Privatgelehrten Panajotis Kondylis hinzu, der mit der politischen Entmachtung des Adels auch das Ende des »Konservativismus« gekommen sah,³ und vergegenwärtigt man sich die Aporien einer »Konservativen Revolution«, deren heterogene Ableger für alternative Modernen unterschiedlicher hierarchisch-autoritärer Provenienz Ideen sammelten,⁴ dann wird die ideologische Familie des Konservatismus vollends unübersichtlich.

Theoretische Unübersichtlichkeit ist freilich kein Argument gegen die Verwendung von Orientierungsbegriffen. Der Liberalismus in all seinen Spielarten vom Sozial- bis zum Neoliberalismus teilt seit ewigen Zeiten ein ähnliches Los. Relevanter als eine präzise Definition erscheinen die konjunkturellen Schwankungen, die der Gebrauch ideologischer Termini durchläuft – deren Attraktivität als Schlagwort und Sammelbegriff für heterogene Strömungen bemisst sich an der jeweiligen Integrationskraft.

Der Begriff des Konservatismus war in Deutschland nach 1945 aus offensichtlichen Gründen kontaminiert. Konservative Eliten galten als Steigbügelhalter des Nationalsozialismus, die Ideologen einer »Konservativen Revolution« waren die Staatsfeinde der Weimarer Republik, die sich als Abbruchunternehmer der modernen liberalen Demokratie präsentierten, aber keinerlei positive Programmatik zustande brachten, sondern nur krude Formeln von Autorität, Hierarchie, »Deutschtum« und Ständestaat aufriefen.

»Zustände zu schaffen, deren Erhaltung sich lohnt« – diese Formel Arthur Moeller van den Brucks stellte das Prinzip eines hegenden und pflegenden Konservatismus auf den Kopf, weil hoch umstritten war, welche Wertbestände denn das rechte Utopia begründen sollten. Die einen idealisierten die

1 Siehe Karl Mannheim, *Konservatismus. Ein Beitrag zur Soziologie des Wissens* (1926). Herausgegeben von David Kettler u. a., Frankfurt a.M. 1984.

2 Vgl. Klaus Epstein, *Die Ursprünge des Konservatismus in Deutschland. Der Ausgangspunkt: Die Herausforderung durch die Französische Revolution 1770–1806*, Frankfurt a.M. 1973, S. 19–24.

3 Siehe Panajotis Kondylis, *Konservativismus. Geschichtlicher Gehalt und Untergang*, Stuttgart 1986.

4 Als Überblick vgl. Stefan Breuer, *Anatomie der Konservativen Revolution*, Darmstadt 1995.

ständische Gesellschaft des Mittelalters, die anderen suchten Halt in der Romantik und weitere rechtsradikale Sprengmeister plädierten für den »Arbeiter« (Ernst Jünger) als neuen Sozialtypus, der im Industriezeitalter endlich den Bürger ablösen sollte – der Jünger-Freund Ernst Niekisch phantasierte gar von einer nationalbolschewistischen Revolution.

Kurz: Diese extreme neue Rechte in ihren unterschiedlichen nationalistischen, völkisch-antisemitischen und militanten Schattierungen hatte die Verbindungen zur bestehenden bürgerlich-liberalen Gesellschaftsordnung weitgehend gekappt und damit auch den Konservatismusbegriff ad absurdum geführt. Denn Konservatismus erscheint ja nur dann plausibel definierbar, wenn er eine Relation zu bestehenden Institutionen und lebendigen Traditionen herstellen kann.

1968 UND DIE FOLGEN

Es dauerte deshalb auch eine ganze Weile, bis der Konservatismusbegriff überhaupt wieder Einzug in die politisch-soziale Sprache hielt. Wie in der ersten deutschen Demokratie, der Weimarer Republik, gab es auch in der Bundesrepublik keine Partei, die für sich explizit reklamierte, konservativ zu sein. Erst im Zuge der Achtundsechzigerbewegung ergab sich eine intellektuelle Polarisierung der politischen Lager, und es wurde wieder heftig darum gestritten, wer oder was konservativ sei.

Zum einen sammelten sich die verschiedenen Gegner der Neuen Linken, um sich gegen die vermeintliche »Kulturrevolution« und den »Marsch durch die Institutionen« zu wehren. Zum anderen witterten Linke und Linksliberale in diesen intellektuellen Sammlungsbewegungen die Formierung eines »neuen Konservatismus«, der in Wahrheit antidemokratische und antilibérale Ziele verfolge.⁵ Rückwirkend wird man in einer harmonisierenden Lesart sagen können, dass die 1970/80er Jahre – abseits langfristig unbedeutender ideologischer Splittergruppen – eigentlich von der intellektuellen Debatte um die Identität der Bundesrepublik bestimmt wurden, in der sich de facto liberalkonservative und sozialliberale Demokraten gegenüberstanden.

Es ging vor allem um »weiche Themen« wie Bildung und Erziehung, die Demokratisierung gesellschaftlicher Lebensbereiche, Umweltschutz oder den Umgang mit der NS-Vergangenheit, nicht so sehr um sozioökonomische Fragen. Will man den Konflikt philosophisch personalisieren, so standen sich Jürgen Habermas und Hermann Lübke gegenüber: Wann soll ein Diskurs in Dezision münden? Wie stabil oder flexibel dürfen Institutionen sein? Welche Rolle spielen die vopolitischen Ressourcen aus Religion und Traditionen

⁵ Vgl. etwa Martin Greiffenhagen (Hg.), *Der neue Konservatismus der siebziger Jahre*, Reinbek 1974.

für eine moralische Begründung der Politik? Inwieweit lässt sich eine vernünftige kollektive Identität stiften, und was trägt die Geschichte dazu bei?⁶

Aus der Distanz betrachtet lagen die damaligen Kontrahenten gar nicht so weit auseinander; es war im Kern eine innerliberale Positionsklärung und es ging weit eher um Deutungshoheit und die Etablierung eines bestimmten Vokabulars als um unüberbrückbare sachliche Differenzen. Der ehemalige Utopist der Herrschaftsfreiheit Habermas erschloss für sich den Verfassungspatriotismus und entwickelte in seinem 1992 erschienenen Hauptwerk »Faktizität und Geltung« eine Diskurstheorie des demokratischen Rechtsstaates, die einen neuen Wert auf Institutionen legte, während der Institutionalist Lübke sich immer stärker den Elementen »direkter Demokratie«, der Zivilgesellschaft und den zunehmenden Demokratisierungszwängen moderner Gesellschaften zuwandte.⁷

ENTKRAMPFUNG UND »NEUE BÜRGERLICHKEIT«

Diese Annäherung zwischen sozialliberalen und liberalkonservativen Widersachern war die Begleiterscheinung eines demokratischen Normalkonservatismus in Deutschland, dessen Emergenz Paul Nolte 2001 beiläufig in einem *Merkur*-Essay registrierte, als er nicht nur für eine Entkrampfung im Umgang mit dem Konservatismusbegriff plädierte, sondern zudem seinerseits Konservative aufforderte, programmatisch und intellektuell kreativer zu werden.⁸ Die Stichworte, die Nolte für ein solches konservatives Programm nannte und zu denen er in den Folgejahren einiges publizieren sollte, fanden sich in den bald folgenden Debatten um eine »neue Bürgerlichkeit« wieder: Bildung, Erziehung, Kritik an der Ökonomisierung des Lebens, Befähigung zur individuellen Verantwortung, bürgerliche Lebensstile und Werte.⁹

Kurzzeitig sah es so aus, als sollte sich in der Endphase der Regierung Schröder/Fischer, als nach neuen Orientierungen und Begründungen für den Umbau des Sozialstaats gesucht wurde, die Renaissance eines wertebasierten, liberal grundierten Konservatismus ereignen, der nicht nur intellektuell, sondern auch politisch nachhaltig wirken könnte. Doch als die Fibel eines solchen bundesrepublikanischen Liberalkonservatismus – Udo Di Fabio's »Kultur der Freiheit« – im Herbst 2005 diskutiert wurde, schien das Momentum für eine solche Renaissance wieder vergangen. Merkels Wahlkampf mit dem »Professor aus Heidelberg« und die für ihre Verhältnisse gewagte Rhetorik, mit der sie von der schwersten Krise seit der Nachkriegszeit sprach und die wirtschaftsliberalen Grundsätze des Leipziger Programms von 2003 zu bewerben suchte, waren krachend gescheitert.

6 Zu dieser Debatte vgl. Jens Hacke, *Philosophie der Bürgerlichkeit. Die liberalkonservative Begründung der Bundesrepublik*, Göttingen 2008.

7 Siehe u. a. Hermann Lübke, *Modernisierungsgewinner. Religion, Geschichtssinn, direkte Demokratie und Moral*, München 2004.

8 Vgl. Paul Nolte, *Konservatismus in Deutschland. Geschichte – und Zukunft?*, in: *Merkur*, Jg. 55 (2001) H. 627, S. 559–571.

9 Einen Überblick aus der Flut der zahlreichen Publikationen zum Thema gibt: Heinz Bude u. a. (Hg.), *Bürgerlichkeit ohne Bürgertum. In welchem Land leben wir?*, München 2010.

Fortan sollte die CDU konzeptionelle Bemühungen meiden, sich weder auf Wertedebatten um Leitkultur oder Familienbilder noch auf eine marktliberale Neupositionierung einlassen. Der amerikanische Weg, ein traditionelles, z. T. religiös geprägtes gesellschaftliches Denken mit einem rigorosen Wirtschaftsliberalismus zum Neokonservatismus zu amalgamieren, ließ sich in Deutschland nie umsetzen. Insofern waren die vielbeklagte Sozialdemokratisierung der Union und die gleichfalls diagnostizierte Neoliberalisierung der SPD zwei Seiten derselben Medaille: Anstatt zu einer Polarisierung von politischen Gegensätzen kam es zu einem noch härteren Wettbewerb um die politische Mitte.¹⁰

Zwei große Koalitionen in drei Legislaturperioden sind die Folge dieser Entwicklung. So hat denn auch die zunehmende programmatische Angleichung der sogenannten Volksparteien dazu geführt, dass »progressiv« und »konservativ« als bewegliche Begriffe zur Codierung politischer Optionen eher in den Hintergrund getreten sind;¹¹ zumal das lange Zeit gültige Paradigma eines sozialliberalen Fortschrittsverständnisses, das eben auf der Leistungsfähigkeit des Wohlfahrtsstaates beruhte, seine Leitfunktion einbüßte.

Zwar hat es in der Union vereinzelte Bemühungen gegeben, ein »konservatives Profil« zu schärfen. Solche Versuche sind aber weitgehend folgenlos geblieben. Zum einen zeigten bereits die Debatten der Nullerjahre, dass sich sogar ein Begriff der Bürgerlichkeit kaum mehr konservativ vereinnahmen ließ, da sich das Verständnis von einem bürgerlichen »guten Leben« insoweit pluralisiert und entpolitisiert hatte, als auch alle ehemals alternativen Lebensformen in der bundesrepublikanischen Gesellschaft ihren Platz geltend machen konnten.

Es gab kein abgrenzbares Sozialmilieu mehr, das den Habitus konservativer Bürgerlichkeit für sich beanspruchen konnte oder verteidigen musste.¹² Die Emanzipation gleichgeschlechtlicher Partnerschaften weitete traditionelle Bürgerlichkeitsvorstellungen auf ehemals diskriminierte Randgruppen aus und festigte gleichzeitig eine Pluralität der Lebensstile, die es politisch inopportun machte, herkömmliche Modelle der Lebensführung zu privilegieren.

Vorbei schien die Zeit, als sich nominell Konservative in kontroversen Identitätsdebatten zu demokratischen Patrioten deklariert und für eine »selbstbewusste Nation« geworben hatten, während die Linke vor dem neuen Obrigkeitsstaat gewarnt hatte.¹³ Spätestens seit dem »deutschen Sommermärchen« von 2006 hat sich ein entspannter Umgang mit Nationalsymbolen etabliert, der in den 1980er Jahren noch unvorstellbar gewesen wäre, nun allerdings nur noch als ein Zeichen der Normalisierung, keineswegs aber als das eines gesellschaftsweiten politischen Rechtsrucks zu deuten war.

10 Zur anhaltenden Bedeutung der Mitte als politischer Orientierungsgröße vgl. Herfried Münkler, *Mitte und Maß. Der Kampf um die richtige Ordnung*, Berlin 2010.

11 Siehe Niklas Luhmann, *Der politische Code. »Konservativ« und »progressiv« in systemtheoretischer Sicht*, in: *Zeitschrift für Politik*, Jg. 21 (1974) H. 5, S. 253–271.

12 Zur Erosion des konservativen Milieus in der Bundesrepublik der 1960er Jahre siehe Frank Bösch, *Das konservative Milieu. Vereinskultur und lokale Sammlungspolitik*, Göttingen 2002, S. 212ff.

13 Siehe dazu Dominik Geppert u. Jens Hacke (Hg.), *Streit um den Staat. Intellektuelle Debatten in der Bundesrepublik 1960–1980*, Göttingen 2008.